

Nr. 88. Bromberg, den 18. April 1929.

Der rote Kranich.

Roman von Sari Ferenczi.

7. Fortsetzung.) ———

„Nehmen Sie Platz, Majestät! Ihre Anwesenheit beglückt mich tief!"

Der Zar begann, seiner Gewohnheit gemäß, sofort mit dem Zweck seines Kommens: „Herzogin, Sie müssen sich von Metternich trennen!"

„Warum?" Wilhelmina schien sichtlich bestürzt.

„Weil ich es wünsche."

„Ich kann es nicht, Majestät! Ich liebe ihn."

Die Herzogin erhob sich unnahbar und schön. Aber der Zar kannte sie: „Sie müssen, Wilhelmina! Wie könnten Sie die Gönnerin eines . . . eines —" Er suchte nach einer kränkenden Bezeichnung, erklärte dann überzeugten Tones: „Es gehört sich nicht, daß Sie mit einem Schreiber liiert sind, und sei er auch der erste Beamte Österreichs. Diese Beziehung schließt Sie vom russischen Hof aus."

Wilhelmina stand überrascht, spielte nervös mit ihrer langen Perlenschnur. „Majestät, ich liebe ihn!" wiederholte sie leise.

Der Zar ergriff ihre Hand. „Hören Sie mich an! Ich schätze Sie hoch und möchte Sie vor einem unwürdigen Schicksal bewahren. Mitleid verbietet mir, grausam zu handeln. Aber wenn Sie auch weiterhin die Freundin meines Feindes blieben . . . Ihres Reichtums Quellen strömen in Rußland — —!"

Die weißen Finger in der Rechten des Zaren begannen zu zittern, denn die schwere Drohung entwaffnete den Widerstand der Herzogin, und der Kuß, den ihr gnädiger Herrscher auf ihre Hand drückte, eroberte ihr schwankendes Herz einer neuen, erhabeneren Leidenschaft.

Der Zar fühlte sich immer sicherer, wenn der Zauber seiner Männlichkeit an die Stelle seiner fürstlichen Macht trat. Und während sich Katharinas Gäste nach und nach entfernten und die niedliche Herzogin in der duftigen Dämmerung ihres Boudoirs beseligt flüsterte: „Bald — o bald!", diktierte Alexander im Bewußtsein seines Triumphes Wilhelmina den Abschiedsbrief an Metternich.

Er hatte gesiegt! Das mußte dem Fürsten weh tun, denn jeder in der Welt der Großen wußte, wie stark der Kanzler der dunkelhaarigen Herzogin verfallen war, die, weibisch und herrisch zugleich, bald politisch, bald sentimental, bald bigott, bald frivol in ihren wechselnden Launen sich gab und so selbst Metternichs überlegenen Verstand und sein kaltes Herz in ständiger Aufregung hielt.

Währenddes ruhte sich im rosa Fremdenzimmer Franziska in tiefen Träumen von der Anstrengung und Aufregung banger Tage aus, ohne zu ahnen, wieviel Leidenschaft sie unbewußt in ihrer ersten, süß durchschlafenen Wiener Nacht entzündet.

Am nächsten Morgen aber, in aller Frühe, als sich noch kaum die Herbstsonne in die engen Straßen Wiens geschlichen, saß die schöne Fremde in einem geschlossenen Fiaker neben dem Fürsten.

„Nach Schönbrunn!" raunte Metternich dem Kutscher zu, daß weder der Pförtner noch Franziska es hören konnten; ja nicht einmal der Diener, der die Decke über ihre Knie breitete.

Der Kanzler wollte ein Gespräch beginnen, aber Franziska nickte nur schweigend und fügte keine Fragen an das Gesprochene. Was für Metternich ein langweiliger Ausflug in ungewohnter Lohnkutsche war, ward in ihren Augen zum märchenhaften Erlebnis, das ihr eine nie gesehene Wunderstadt in fesselnden Bildern zeigte.

Nach halbstündiger Fahrt erreichte der Wagen die Schönbrunner Chaussee. Der Fürst seufzte tief, sein müdes Lächeln verschärfte sich und ein wenig nach vorn gebeugt, blickte er Franziska in die Augen.

„Ist man nicht neugierig, mein Fräulein, wohin die Reise geht? Sie müssen sich über Ihre Zukunft klar werden, bevor wir in Schönbrunn angekommen sind."

„In Schönbrunn? Wo Marie Louise und . . ."

„Ja, wo Marie Louise, die Tochter unseres Allergnädigsten Herrn, mit ihrem Söhnchen lebt."

„Der kleine Napoleon!" flüsterte Franziska verzückt.

„Fräulein, Sie irren sich: Der Erzherzog ist der Enkel unseres Kaisers. „Franzl" pflegt ihn sein allerhöchster Großpapa zu nennen."

Verzeihung heischend preßte Franziska ihr Medaillon mit dem Napoleonbild an die Brust. Sie durfte sich nicht verraten! Was würde der Fürst sagen, wenn er ahnte, daß jeder Schlag ihres Herzens dieser heimlichen Schwärmerei gehörte? Gott sei Dank verbargen ihr weiter Umhang und ihr Samtmieder das goldene Amulett. Da fühlte sie plötzlich wie leiser Schmerz ihre Haut ritzte, so daß sie erschreckt die Hand von dem Schmuckstück fortzog. Der rote Kranich, Hardeneggs schon halb vergessenes Geschenk, hatte sich vorgedrängt. Der rote Kranich, der Vogel der Jugend, der Liebe, der ihn, den blonden Grafen, zu ihr gebracht!

Der Zauber war rasch verflogen — die Laune eines entschwundenen Augenblicks. Jetzt fuhr sie nach Schönbrunn: Bald würde sie die Hand von Napoleons Sohn in der ihren halten und mit der Frau sprechen dürfen, die der große Korse geliebt! Und wenn dann vielleicht sie, gerade sie . . . Napoleons Weib und Kind zur Flucht verhalf . . .

Aber sie fand keine Zeit, den romantischen Gedanken zu Ende zu spinnen.

„Mein Fräulein, Sie antworten ja nicht?" tadelte ihr Begleiter ernst. „Was sagen Sie zu meinem Plan? Ich denke, Sie werden es gut dort haben, und der Zar wird Sie nicht finden. Ihre Majestät die Kaiserin Marie Louise freut sich gewiß über Ihr Kommen."

„Ich bin Eurer Durchlaucht sehr dankbar für diese Güte!"

„Was den Dank anbetrifft, Fräulein Franziska, so bleib' ich auf jeden Fall Ihr Schuldner. Aber wenn Sie es mir zuliebe tun wollen, so möcht' ich Sie bitten, täglich Ihre Eindrücke — alles, was Sie sehen und erleben — zu notieren. Wenn man in eine so interessante Umgebung gelangt, darf man dergleichen niemals verabsäumen!" Metternich sagte das leichthin, als sei es nicht weiter belangvoll oder gar des Mädchens einzige Bestimmung . . .

Von der baumumrauschten Allee aus erblickte man jetzt das große, in französischem Stil erbaute Schloß, das Maria Theresia ihren Nachkommen hinterlassen hatte, mit seinen gelben Wänden und den grünen Jalousien. Sie bogen in den großen Hof, hielten vor der säulengeschmückten Auffahrt, traten in die gewölbte Vorhalle, erstiegen die breite Treppe zu den Gemächern der Kaiserin.

Ein Stückchen Frankreich lebte hier im Verborgenen. Marie Louise hatte einen französischen Sekretär mitgebracht, französisches Gefolge, französischen Geist und die Sehnsucht nach Paris in Kleidern, Worten und heimlichen Seufzern. Trauernd gedachte Napoleons treuloses Weib der Tuilerien, der vergangenen Pracht, des verlorenen Throns. Alles schien französisch in ihrem Schönbrunner Heim — nur ihre leise, süß wachsende Liebe war öster-

reichisch. Langsam, aber sicher eroberte Feldmarschalleutnant Graf Neipperg das verwaiste Herz der Tochter des Kaisers Franz.

Auch dies hatte Metternich trefflich arrangiert. Auf Befehl ihres Vaters war Marie Louise in kindlicher Ergebenheit Napoleons Gemahlin geworden; denn der „liebe, gute Papa“ hatte es so bestimmt. Aber ihr weicher Wille ließ sich von starker Faust leicht meistern, und Napoleon hatte sie sich so widerstandslos zu eigen gemacht, daß sie ihm auch nach Elba gefolgt wäre. Das aber wurde ihr nicht gestattet. Die väterliche Würde riß sie an sich, und dann suchte der Frauenkenner Metternich eine Männerhand aus, die zu streicheln, die lindes Liebesverlangen zu wecken verstand. Diese Männerhand sollte nun die schwankende Frauenseele stützen und modeln.

Dreiundzwanzig Jahre zählte Frankreichs Exkaiserin. Statt eines aufmerksamen, aber von tausend Sorgen bedrückten, fast spießbürgerlich empfindenden Gatten, wie Napoleon es gewesen, stand ihr nun der leichtsinnige Neipperg als verliebter Ritter zur Seite. Und Marie Louise beweinte nicht mehr den Korsen, trachtete nicht mehr nach der Mittelmeerinsel — kein väterlicher Befehl brauchte noch das Briefeschreiben zu verbieten; denn ihre wachsende Neigung kettete sie mit beseligtem Hoffnungsdrang an Wien.

Als der in napoleonische Livree gekleidete Lakai vor dem Kanzler und Franziska die Tür öffnete, lag Marie Louise noch zu Bett. Sie pflegte erst gegen zehn Uhr aufzustehen, und um elf nahm sie, von ihrem kleinen Hofstaat umgeben, ihr Frühstück.

„Melden Sie meine Ankunft der Herzogin Montebello!“ gebot Metternich.

Der Diener entfernte sich, und Franziska musterte neugierig den Saal, dessen Möbel noch Maria Theresia ausgewählt und in dem auch Napoleon einmal für kurze Zeit, als Eroberer, geweilt hatte.

„Guten Morgen, Gräfin!“ grüßte der Fürst und verneigte sich.

„Guten Morgen!“ erwiderte schroff Gräfin Montesquieu, die Erzieherin des kleinen Franz. „Herzogin Montebello befindet sich bei Ihrer Majestät. Sie wird sofort von der Anwesenheit Eurer Durchlaucht benachrichtigt.“

„Ich danke Ihnen, Gräfin!“ Erlauben Sie, bitte, einstweilen, daß ich Ihnen diese junge Dame vorstelle. Ich bin beglückt, Fräulein Franziska Müller an den Hof Ihrer Majestät begleiten zu dürfen.“

Gnädig nickte die weißhaarige Dame zu Franziskas ehrerbietigem Knicks.

„Gräfin werden auch gestatten“, fuhr Metternich fort, „daß ich mich nach dem Befinden des kleinen Erzherzogs erkundige.“

Die Gestalt der Gräfin wuchs ins Majestätische; ein erhabenes Leid spann seinen Glorienschein um ihr greises Haupt. All ihre Treue, Sanftmut und Güte gehörten einem entschwundenen Reich, einem gestürzten Thron und einem kleinen blonden Kinde, dem Sohne Napoleons. Der Imperator hatte ihn ihr anvertraut, an jenem Märzmorgen schon, da das jubelnde Paris mit hundert donnernden Kanonenschüssen des Thronfolgers Geburt begrüßte, dem der beglückte Vater alsobald einen prunkenden Titel verlieh.

„Wenn Eure Durchlaucht sich nach dem Wohlergehen Seiner Majestät des Königs von Rom erkundigen wollen“, zürnte sie eisig, „so kann ich Sie beruhigen. Seine Majestät sind gesund und befinden sich im Nachbarraum, wo ihn der Kabinettkünstler Isabey zum Geburtstag Seiner allergnädigsten Frau Mutter malt.“

Der Kanzler lächelte. „Gern würd' ich Seiner Hoheit dem Erzherzog meine Aufwartung machen, und auch Fräulein Franziska verlangt danach, den Enkel unseres verehrten Kaisers Franz begrüßen zu dürfen.“

„Seine Majestät der König von Rom wird sich gewiß über den Besuch freuen. Sobald Meister Isabey sich entfernt hat, werd' ich Eure Durchlaucht zu ihm führen.“

So kämpften sie immer. Je schrulliger die alte Gräfin wiederholte: „Napoleons Sohn“, „Seine Majestät der König von Rom“, desto halsstarriger betonte Metternich: „der Enkel des Kaisers Franz“, „Seine Hoheit der kleine Erzherzog“. —

Lachend richtete sich die junge Marie Louise aus ihren Kissen auf, als ihr Fürst Metternich in dringender Angelegenheit angekündigt wurde.

„Was mag er wollen?“ fragte sie die Herzogin Montebello. „Sagen Sie ihm, daß . . .“ Fröhlich warf sie den Kopf zurück. „Es dauert ja mindestens noch eine Stunde, bis ich angezogen bin!“ Dann aber erhob sie sich plötzlich. „Nein — ich werde den Fürsten sofort empfangen. Ich streife einen Morgenrock über und plaudere mit ihm im kleinen Salon.“

Für Marie Louise gab es keinerlei Etikette mehr. Die einheimische hatte sie vergessen, und um die französische kümmerte sie sich nicht. Bei ihrer Heimkehr hatte sie den „lieben Papa“ gebeten, nach eigenem Gusto leben zu dürfen, wie eine reiche, unabhängige Dame, der niemand zu gebieten hat, außer ihrem weiblichen Eigensinn und ihren vergänglichen Wünschen.

Flugs ließ sie ihre winzigen Füße in seidene Pariser Pantoffeln gleiten. Aus Frankreich auch stammte das duftigeNeglige, dieses Traumgedicht aus kostbaren Spitzen, das die Kammerzofe eilends um die Schultern ihrer Herrin legte.

Wie hübsch! dachte Metternich, als er in den Salon geführt wurde, in dem ihm aus einem vergoldeten Sessel Marie Louises blonder Lockenkopf entgegenlächelte. So oft er diese gazellenhafte Frau sah, fiel ihm jene kleine Louise ein, die noch vor vier Jahren selbst in Wien häßlich gefunden wurde und die mit überschwenglichen Worten ihrem Vater dankte, wenn Kaiser Franz sie mit einem Kattunkleidchen zu beschenken geruhte.

„Nun, Fürst, was gibt's Neues?“ zirpte aus dem wogenden Spitzengeriesel ihre neugierige Stimme.

„Ich komme mit einer Bitte zu Eurer Majestät!“ Fein und geistreich trug der Kanzler nun Franziskas Geschichte vor. Er begann mit der Kranichjagd, schilderte die Intrige des Zaren, lieh der Verlassenheit der Uhrmacherstochter eine gefühlvolle Färbung und schloß seinen bunten Bericht damit, daß er dies wertvolle, eigenartige Geschöpf niemand anderem anvertrauen könne als Marie Louises Allerhöchstem Taktgefühl, und daß ihr Platz nirgends sonst sein dürfte als in der freundlichen Stille des Schönbrunner Hofes.

„Endlich aber,“ bemerkte er voll ergebener Ehrfurcht, „ist alles, was ich erzählte, tiefes Geheimnis. Niemand weiß es, und niemand soll es erfahren.“

„Geheimnis?“ wiederholte die Kaiserin interessiert.

„Gewiß, Majestät! Wenn der Zar es erführe, so wäre das arme Mädel verloren, und auch für uns wären unangenehme Folgen zu gewärtigen.“

„Und was soll ich mit ihr anfangen?“

„Ich weiß, Eure Majestät frei von engherzigem Vorurteil. Das Mädchen ist freilich nicht von hoher Geburt, aber Eurer Majestät edles Herz sieht darüber hinweg. Es wird sich schon Platz finden an dem entzückendsten Fürstenhof der Welt. Die Kleine ist überdies äußerst hübsch!“

„Gut. Wann bringen Sie sie mir?“

„Sie ist schon hier. Wenn Majestät wünschen, kann ich sie sofort vorstellen.“

„Bitte, rufen Sie sie schnell — ich will Ihren Schützling sehen!“ Marie Louise freute sich lebhaft ob dieser reizvollen Abwechslung in ihrem eintönigen Leben. —

In dem großen, hellen Zimmer, wo noch Maria Theresia ihre ungarischen Leibgardisten empfangen hatte, stand ein dreieinhalbjähriger Knabe in Husarenuniform, deren Dolman der Stern der Ehrenlegion schmückte. Vor ihm kniete Franziska mit einem Spielzeug. Vor wenigen Tagen erst hatte der kleine Napoleon die aus buntem Holz geschnitzten Soldätlein erhalten, die auf einer beweglichen Holzschere angebracht waren, so daß, je nach dem Druck der Finger, die Reiter, wie auf Befehl, die verschiedensten Stellungen einnahmen.

„Achtung!“ krähte der Knabe, seinen winzigen Degen aus der Scheide reißend. Er stand wie ein Feldherr, in kindlich-steifer Haltung, und mit seinem dünnen Stimmchen rief er Kommandoworte, während Franziska beglückt die Parade der Liliputuniformen dirigierte.

Seine Majestät der König von Rom war zufrieden. Endlich hatte er einen geduldigen Kameraden gefunden! Gräfin Montesquieu streichelte ihm die vor Spieleifer geröteten Wangen, und ihr warmer Blick suchte sanft Franziskas Lächeln. Dies Mädchen schien so aufrichtig —.

„Mademoiselle, kommen Sie mit uns in den Garten?“ fragte sie liebenswürdig.

Franziskas Augen leuchteten. „Danke, Gräfin . . . ich bin froh . . . so froh . . .“

Die Gräfin nahm Napoleon Franz Josef Karl an der Hand und winkte. „Kommen Sie, liebes Fräulein!“

Aber da erschien Metternich an der Tür und machte dem sonnigen Idyll ein Ende: „Fräulein Franziska, Ihre Majestät wünscht Sie zu sehen.“

Noch einen letzten Blick warf das Mädchen auf den geliebten Kinderkopf. Nun sollte sich entscheiden, ob sie ihn zum letzten Male sah, oder ob sie für lange Zeit täglich, stündlich um ihn sein durfte. Heiße Hoffnung blühte auf ihrem Antlitz, als sie in dem kleinen Salon sich vor Marie Louise neigte.

(Fortsetzung folgt.)

Fragment einer Liebe.

Skizze von Gerd Land.

Wie etwa ein Feldmarschall die Front seiner Truppen abschreitet, so geht der berühmte Regisseur Ed Kenterton an den Reihen der Komparsen entlang, die sich vor der Wand des ungeheuren Glashauses aufgestellt haben. Er geht mit seinem Stabe von Regieassistenten, künstlerischen Beratern, Operateuren an den unzähligen Typen vorüber, die jetzt im Augenblick die Züge derer tragen, die sie in allen Filmen als Masse, als Volk, als Statisterie verkörpern . . .

Aber diese kecken, verworfenen, elenden und stolzen Larven verschwinden sehr bald in dem Augenblick, da der Regisseur vorbei gegangen ist, ohne den Betreffenden beachtet zu haben. Hier und da verweilte er; vor einem Episodendarsteller von ungewöhnlicher Körperfülle etwa, der dann von einem Assistenten auf die Seite der Engagierten kommandiert wird.

Aber plötzlich bleibt Ed Kenterton wie angewurzelt stehen. Die graue Schläfenlocke fällt ihm in die Stirn.

Da stehen zwei junge Menschen Hand in Hand. Ein junges Mädchen und ein junger Mann. Sie nehmen gar keine Notiz von dem Regisseur und seinen Herren, die sich breit und wuchtig vor ihnen aufgepflanzt haben. Eine stille, beherrschte Freude fliegt über Eds Gesicht. Er wendet sich an seinen künstlerischen Berater. „Dies Mädchen", flüstert er, laut genug, daß man es im Umkreis hören kann, „dies Mädchen ist morgen Star. Sehen Sie nur diese seelenvollen Augen, diesen frischen, halb geöffneten Mund mit den feuchten, ein wenig sinnlichen Lippen. Wenn das eine Larve ist, wie bei allen anderen hier, dann haben wir eine ganz große, gottbegnadete Schauspielerin vor uns; wenn das aber Natur ist, reine, unverfälschte Natur, dann mache ich sie in wenigen Wochen zu einem Star von internationaler Bedeutung. Sieht es nicht wundervoll aus, wie sie den Burschen anblickt und wie der Blick ängstlich und hilfesuchend, flatternd wie ein verirrtes Vögelchen, zu mir abschwirrt? Gehen Sie!" wendet er sich an den Regieassistenten. „Fragen Sie die Kleine, ob sie und wie oft sie schon gefilmt hat! Komisch, daß sie mir noch nie aufgefallen ist . . ."

Alles ist inzwischen auf die Szene aufmerksam geworden. Von allen Seiten drängt man, um dem Schauspiel „Ein kleines Mädchen wird ein großer Star" beiwohnen zu können. Aber was ist denn das? Wahrhaftig, die Kleine zögert, nachdem sie die Fragen des Assistenten beantwortet hat, sich dem Regisseur vorstellen zu lassen. Warum? Einige Herumstehende lächeln verlegen. Die Hand des jungen Mannes liegt noch in der ihren. Und über sein Gesicht huscht eine tiefe Röte.

„So geh' doch!" raunte er ihr zu. Aber dies „So geh' doch" ist nicht freudig erregt, sondern zwischen den Zähnen hervorgestoßen und hat einen herben Unterton. Er weiß — und alle Umstehenden, auch der Regisseur, wissen plötzlich —, daß dieser kleine Schritt von seiner Seite zu dem Regisseur für ihn eine Wanderung durch Ewigkeiten bedeutet; das Mädchen wird dadurch einen Vorsprung gewinnen, den er nicht einholen kann; dieser Schritt trennt sie von ihm für immer.

Vor ihr aber erheben sich plötzlich kleine Luxuspaläste auf den Beverly Hills über der riesigen Atelierstadt Hollywood, vor ihr erstehen plötzlich Weltruhm, Erfüllung jahrelanger Wunschträume . . . Der Assistent flüstert ihr ins Ohr: „Sei doch nicht töricht!" Da reißt sie sich los und tritt heraus aus der Reihe der Komparsen. Schon hat sie die Haltung einer großen Schauspielerin. Und der Junge bleibt zurück.

Wenige Minuten später steht sie im blendenden Lichtkegel in der Dekoration, die ein Maleratelier darstellt. Und Ed Kenterton steht vor ihr und erklärt ihr die Rolle. Überraschend schnell erfaßt sie die Handlung, geht sie in der Rolle auf. Ja, sie ist ein Modell, sie liebt den jungen Maler; er liebt sie auch, mit all seiner Leidenschaft, mit all seinem ungezügelten Temperament. Aber da kommt ein Nachmittag, da nehmen sie Abschied. Es ist ein grauer, regnerischer Nachmittag hoch über den funkelnden, tosenden, brausenden Straßen einer Weltstadt, in seinem Atelier. Er bleibt, und sie geht. Wohin denn geht sie? Warum denn läßt sie ihn allein zurück? Man hat ihr angeboten, in dem Mouligan-Folies zu tanzen. Sie ist entdeckt worden. Man prophezeit ihr eine große Karriere. Schon speien die Rotationsmaschinen die noch druckfeuchten Abendblätter unter die Menge. In fetten Schlagzeilen und unzähligen Untertiteln hämmert man der Masse ihren Namen ein. — Ja, sie geht, denn er hat ihr kein gutes, liebes Wort gesagt; er hat sie nicht gebeten, zu bleiben und weiter seine Armut mit ihm zu teilen. Ja, hätte er gesprochen, sie wäre nicht gegangen. Aber er hockt da. Mit stumpfen Augen starrt er hinaus in den dämmernden Abend.

Von dieser stummen Szene verspricht sich der berühmte Regisseur sehr viel. Dieser Abschied von dem Jungen, zu dem ihre heiße, ungestüme Liebe sich jäh und heftig in zehrendes Mitleid verwandelte, dieser Abschied wird seine Wirkung auf das ganze riesige Publikum nicht verfehlen . . .

Sie spielt ihre Rolle nicht, nein, sie erlebt sie. Die Jupitersonnen grellen und blaken. Irgendwo spielt eine Musik ein kleines, trauriges Liedchen, um den Darstellern die Stimmung zu geben. Da stehen sie Hand in Hand. Aber ein unsichtbarer Dritter flüstert ihr zu: „Laß ihn doch. Wenn er dich brauchte, könnte er dich ja bitten, zu bleiben . . ." Und nun (Großaufnahme!) strafft sich ihre junge Gestalt. Sie trägt ihr bescheidenes Kleidchen schon wie eine Königin den Purpur. Und ihre Züge haben schon den Ausdruck des Stars der Moulligan-Folies. Dann lösen sich ihre Hände. Er sinkt auf einen Stuhl und starrt in den dämmernden Abend hinaus. Sie sieht ihn noch einmal an. Aber nicht mehr die brünstige Liebe, mit der sie ihn einst bedachte, birgt dieser Blick. Nein, sie bemitleidet ihn, sie, der Star, ihn, den armen Maler. Und nun geht sie hinaus. Eine Tür fällt krachend ins Schloß . . .

„Abblenden!" ruft Ed Kenteton und geht hin zu dem jungen, lieblichen Mädchen. Im Augenblick ist sie von ihren neuen Kollegen umringt. Der junge, smarte Schauspieler, der den armen Maler spielte, beglückwünscht sie mit galanten Worten zu ihrem ersten Erfolg. Der Produktionsleiter der Filmgesellschaft tritt in Erscheinung. Man entwirft einen Vertrag. Nun ist sie reich. Und in wenigen Wochen werden an allen Säulen der Metropolen große Plakate ihr süßes Gesicht zeigen. Dann wissen die Kinobesitzer, daß es einen neuen Kassenmagneten gibt. Und die Massen werden ihr zujubeln.

Ed Kenterton hat einen neuen Star entdeckt. So etwas muß gebührend gefeiert werden. Die Aufnahmen sind für heute beendet. Eine kleine, auserlesene Gesellschaft von Filmleuten geht zu ihren Autos. Voran der Regisseur und der junge Star. Vor den Toren des Atelierbaues aber warten noch die Massen der Komparsen. Auch der Junge steht darunter, dem sie alles verdankt, ohne den der Regisseur niemals auf sie aufmerksam geworden wäre. Aber das ist alles schon lange vorbei . . . Ewigkeiten . . . Da sieht sie ihn. Er wartet auf den Regisseur, der die Nachtaufnahmen in diesem Atelier inszenieren wird. Ja, sie erkennt ihn. Dann sitzt sie in die Limousine. Der Chauffeur gibt Gas, der Wagen startet . . .

Der Junge setzt ein etwas höhnisches Lächeln auf, denn das ist seine besondere Note. Und eben schreitet der Regisseur die Front seiner Kameraden ab. Aber hinter dem höhnischen Lächeln verbirgt sich wühlender Schmerz.

Molière und das Mädchen von Pézénas.

Von Karl Federn.

Als Molière, ehe er ein berühmter Schauspieler und Theaterdichter war, mit seiner Truppe durch Südfrankreich zog und sich im Winter von 1655 auf 56 zu Pézénas in der Provence aufhielt, liebte er es, im Laden des Barbiers Gély, des ersten der Stadt, zu sitzen, die Bürger zu beobachten und ihre Gespräche zu belauschen. Denn er nahm, wie man weiß, sein Gut, wo er es fand. Mitunter aber mischte er sich ins Gespräch ein, spann es mit heiteren Erfindungen und ernsthafter Miene weiter und spielte den Ahnungslosen eine kleine Komödie vor, wie das Sitte großer Schauspieler von Molières Zeit bis heute geblieben ist, daß sie gelegentlich von der Bühne ins Leben hinein spielen müssen.

So trat einmal ein hübsches junges Mädchen in Landestracht in den Laden, das einen Brief in Händen hielt.

„Entschuldigen Sie, Meister Gély", begann die Kleine schüchtern, „können Sie mir nicht diesen Brief vorlesen?"

„Warum nicht, mein Kind? Von wem ist denn der Brief?"

„Von Jean Agniou, meinem Bräutigam, der im Felde dient."

„So geben Sie her — oder wissen Sie was, ich muß jetzt die Perücke da fertig machen; da ist ein Herr, der kann es noch besser als ich."

„Wollen Sie wirklich so gut sein, mein Herr?" fragte sie mit einem Knix.

Molière sah das hübsche Kind an. „Ja, natürlich, sehr gern", sagte er, nahm den Brief, entfaltete ihn und begann ernst und mit Betonung zu lesen: „Meine Vielgeliebte, mein Herzensschatz! Ich teile Dir mit, daß eine blutige Feldschlacht stattgefunden hat, in der wir den Feind völlig geschlagen haben. Ich habe mich so gut gehalten, daß der

Oberst mich vor allen Leuten gelobt hat und mir den doppelten Sold zahlen ließ . . .“

„Hu, ju, hu!“ das Mädchen klatschte in die Hände.

„Leider“, fuhr der Vorleser fort, während Blick und Stimme sich verdüsterten, „leider muß ich Dir auch sagen, daß eine platzende Granate mir den rechten Arm zerschmettert hat . . .“

„Oh weh! oh weh! Mein armer Schatz! was soll nun aus uns werden?“ Die Tränen liefen dem Mädchen über die Wangen.

Der Herr im Lehnstuhl hob einen Finger, ihre Aufmerksamkeit zu fordern. „Aber ich wurde noch rechtzeitig ins Hospital gebracht. Unser geschickter Wundarzt hat den Arm wieder vollkommen zusammengesetzt, und in kurzer Zeit werde ich genesen sein . . .“

Das Gesicht der Schönen heiterte sich auf; sie lächelte.

„Die Kur hat Aufsehen gemacht“, fuhr Molière zu lesen fort, „von weit und breit strömen die Leute zusammen; die vornehmsten Herren und besonders viele Damen besuchen mich im Quartier; und so ist es gekommen, daß eine sehr schöne und reiche Dame, die ein großes Gut und drei Häuser und eine Mühle besitzt, sich in mich verliebte und nun durchaus verlangt, daß ich sie heiraten soll . . .“ Der Vorleser machte eine Pause.

„Oh du grundgütiger Himmel! Was ist das wieder? Was soll ich nur tun?“

„Aber“, setzte die Stimme zum Finale ein, „ich lasse mich nicht verführen und bleibe Dir treu, mein Schatz, und mit Sehnsucht warte ich darauf, Dich wiederzusehen und vor allen auf den Tag, an dem ich mit Dir vor den Traualtar treten werde. Immer, in Ehren, Dein Jean Agniou.“

Freudestrahlend steckte die Kleine den Brief ins Mieder. „Haben Sie vielen Dank, mein Herr“, sagte sie, wieder mit einem hübschen Knix, und ging.

Überglücklich kam sie nach Hause und teilte ihren und allen Leuten mit, daß ihr Liebster nun bald mit hohen Ehren aus dem Felde kommen und sie heimführen werde. Wenn aber jemand sich den Brief zeigen ließ und ihn anders zu lesen begann, dann entriß ihm die Kleine das Blatt bei den ersten Worten wieder und rief: „Lassen Sie das! Ich sehe schon, Sie können nicht so gut lesen wie der Herr bei Gély.“

— Gélys Laden besteht nicht mehr, aber man kann verfolgen können, was mit der Einrichtung geschah; und der Lehnstuhl, in dem Molière zu sitzen pflegte, ist erhalten und war bei der Feier des zweihundertsten Todestages des Dichters im Jahr 1873 mit anderen Erinnerungen in Paris ausgestellt. Die Geschichte von dem Brief wird noch heute in der kleinen provençalischen Stadt erzählt.



Bunte Chronik



* **Der Schneider von Florenz.** Carlo Faretti, ein ehrsamer Schneidermeister zu Florenz, zeichnet sich vor seinen Berufsgenossen durch einzigartige Fähigkeiten aus. Dieser Meister seines Fachs hat es nicht nötig, seinen Kunden durch das Maßnehmen lästig zu fallen, er braucht sich einen Menschen nur anzusehen, um dann aus dem Gedächtnis heraus einen vortrefflich sitzenden Anzug zu liefern. Ja, noch mehr, auswärts wohnende Elegants haben nur ihr Bild einzusenden und können dann angeblich sicher sein, einen wie angegossen sitzenden Anzug oder Mantel zu erhalten. Dieses Talent ist ein Vorteil, der Herrn Faretti gegenüber den andern Schneidermeistern der schönen Arnostadt einen gewaltigen Vorsprung gibt. Etwas ganz Außergewöhnliches hat dieser tüchtige Ritter von der Elle und Schere jedoch vor kurzem geleistet. Er sah eines Abends im Lichtspielhaus einen Film, in dem der amerikanische Star Douglas Fairbanks Träger der Hauptrolle war. Faretti prägte sich die Figur des Helden sorgfältig ein und setzte sich dann am nächsten Tage hin, um ganz aus dem Gedächtnis einen Anzug anzufertigen, der, wie er behauptete, Fairbanks genau passen müsse. Die kühne Versicherung stieß natürlich auf Widerspruch. Um seine Behauptung zu beweisen, schickte der Meister das Werk seiner Hände nun an Fairbanks ein mit der Bitte um Bestätigung, daß der Anzug in der Tat gut sitze. Einige Wochen vergingen. Die Zweifler wiesen bereits höhnisch darauf hin, daß der Filmkünstler an dem Anzug doch wohl keine reine Freude gehabt haben dürfte. Doch Faretti wurde glänzend gerechtfertigt. Unlängst erhielt er ein Schreiben aus Hollywood mit Ausdrücken besten Dankes für den vortrefflich sitzenden Anzug und zugleich einen Auftrag auf zwölf weitere nach beigelegten Stoffproben. Damit ist der Ruhm des wackeren Schneiders weit über die Grenzen seiner Vaterstadt hinaus sicher begründet.

* **Steuern gegen Kindersegen.** Während man im alten Europa die Zahl der Eheschließungen und der Geburten durch Junggesellensteuer, Prämien für zahlreichen Nachwuchs und ähnliche Mittel auf alle Weise zu steigern sucht, ist man auf den fernen Philippinen offenbar ganz entgegengesetzter Ansicht. Jedenfalls sucht der Rat der dortigen Stadt Maliano den Heiratslustigen das Vergnügen nach Möglichkeit zu versalzen. Schon früher hatte der wohlweise Rat eine Steuer für Heiratserlaubnisse eingeführt, und zwar in Höhe von fünf Dollar für jeden Fall. Nach einem unlängst gefaßten Beschluß tritt dazu in Zukunft noch eine Eheschließungssteuer in der gleichen Höhe. Damit nicht genug wird auch das Kinderkriegen in fühlbarer Weise geradezu bestraft, denn für die Geburt des ersten Kindes ist ein halber Dollar, beim zweiten sind zweieinhalb Dollar zu entrichten. Wer es wagt, noch mehr Kinder in die Welt zu setzen, hat entsprechend steigende Beträge zu zahlen. Auf die braven Bürger von Maliano macht diese Besteuerung offenbar aber wenig Eindruck, denn die Stadt gehört zu den kinderreichsten der Inselgruppe. Immerhin empfinden sie diese Belastung doch als reichlich lästig. Die Regierung in Manila hat auf ein an sie gerichtetes Gesuch um Abschaffung der Abgaben zugesichert, den Fall in wohlwollende Erwägung zu ziehen. So besteht begründete Aussicht, daß der Bevölkerungszunahme Maliano künftig keine Hindernisse mehr in den Weg gelegt werden.

* **Der Wirbelsturm in Arkansas.** Die Zahl der Todesopfer des Wirbelsturms, der, wie wir berichteten, den Nordosten von Arkansas verheerte, ist nach den letzten Feststellungen bereits auf 64 gestiegen. Es werden jedoch immer noch zahlreiche Personen vermißt, so daß die endgültige Verlustzahl noch beträchtlich größer sein dürfte. Am schwersten hat der Sturm in den Ozarkbergen gewütet, wo innerhalb eines kleinen Gebiets von etwa 16 Kilometer Durchmesser, über das der Kern des Wirbelsturms hinwegfegte, elf Städte und Dörfer gänzlich verwüstet wurden. Der Sturm, der von starken Regen- und Hagelschauern begleitet war, ging in östlicher Richtung über Diaz, Moorfield, Warfield und Bay City hinweg. Das Städtchen Guion wurde gänzlich zerstört. Von den Gebäuden blieben nur mehr die Grundmauern stehen. Daß die Zahl der Toten nicht noch beträchtlich größer ist, wird nur dem Umstand zugeschrieben, daß der Sturm sein Kommen mit ungeheuerm Getöse ankündigte und die Bevölkerung dadurch Gelegenheit hatte, sich in die sogenannten Zyklonkeller zu flüchten, die in ganz Arkansas als einem von Wirbelstürmen häufig heimgesuchten Gebiet allgemein gebaut werden und Schutz gegen den Sturm gewähren.

* **Abziehende Todesvögel.** Nach einem Bericht des Leiters des Missionsärztlichen Instituts in Tübingen, Porfessor Dr. Olpp über neue Ergebnisse der Lepraforschung, ist es durch eine bestimmte Behandlungsmethode möglich geworden, Aussätzige im ersten Stadium in sechs Wochen zu heilen. Es scheint demnach Aussicht zu bestehen, daß die Menschheit von dieser furchtbaren Geißel der Jahrtausende allmählich befreit wird. Während die Zahl der Leprakranken in China und Indien auf je eine Million, in Afrika auf rund eine halbe Million, in Rußland auf 150 000 berechnet wird, zählt man in der europäischen Türkei noch 600 Aussätzige, in Frankreich 281, in Griechenland 250, in Estland 226, in Livland 210, in Norwegen 130, in Schweden 34, in England 25 und Deutschland 8.

* **Messerstiche sind nicht beweiskräftig.** Vor dem englischen Richter in Stratford erschien die Frau eines Arbeiters, um zu bezeugen, daß sie von ihrem Gatten äußerst übel behandelt worden war. Ein Schutzmann hatte sie ihrem Mann entrissen, als dieser sie mit Messerstichen bearbeitete. Der Mann wurde natürlich angezeigt. Die Frau erweckte das Mitleid der Richter, als sie mit sichtbaren Schnitten quer über das Gesicht und über Nacken und Schulter den Verhandlungsraum betrat. Zum Erstaunen des Gerichtshofes gab sie aber sofort die Erklärung ab, daß sie sich nicht verpflichtet fühle, gegen ihren Mann auszusagen und sich überhaupt nicht als geschädigt betrachte. Eine Verurteilung des Messerhelden konnte deshalb nach englischem Recht nicht erfolgen. Der Richter würde anscheinend doch gern durchgegriffen haben und legte der Frau eine Zeugenaussage nahe, da die Messerstiche allein nicht beweiskräftig seien. Die für ihren Stand vorzüglich gekleidete, einen guten Eindruck machende Ehefrau verließ aber die Schranken, ohne der Anregung des Richters zu entsprechen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg